

Kartoffelpuffer.

Wie immer hatte sie ihr Bäckchen neben der Küche aufgestellt. Es war ein günstiger Stand. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend flutete hier das Wellbadgetriebe vorüber. Nicht die vornehme Welt, nein, das schaffende, ernste Berlin. Die hier wählten, hatten Geschäfte oder arbeiteten irgendwo in irgendeinem Geschäft. Und morgens, mittags und abends wurde der Menschenstrom besonders breit und dicht. Der Krieg hatte ihn zwar etwas gelichtet, doch es waren ihrer immer noch genug, die da vorüberhasteten. Manchmal blieb einer stehen oder eine, oder ein ganzes Rudel, wenn der Schmalgeruch von Mutter Theresens Wagen besonders verlockend und duftend um die Nasen fächelte. Dann gingen sie hin und aßen Puffer, heiße, knusprige, frisch aus dem grolsenden Fett heraus.

Auf dem Bäckchen stand ein kleiner Ofen, auf dessen breiter Platte die Puffer badeten. Dahinter hantierte Mutter Theresine in der sauberen Waschküche und der weichen Schürze, die in ihrer Reinheit glänzte. Neben sich hatte sie eine große Kiste mit dem Kartoffelmehl stehen. — Das Geschäft ging meist gut, am besten aber, wenn es sehr kalt war. Dann konnte sie oft gar nicht rasch genug baden. Hausdiener und Laufburschen ließen ihre Wagen stehen oder warfen ihre Last ab, um schnell ein paar heiße Puffer hinunterzuschlingen. Tropfenförmig schürzten gemächlich und schwerfällig über die Straße und begrünzten die Pufferbäderin sowohl und Lamerabschäftlich. Dann schlugen sie umhändlich die weite lange Pelzerine zurück und griffen zu. Fast alle Stunden aßen die Kunden fröhlich und frei aus der Hand, so schmeckten sie am besten und es ging bequemer als mit der Gabel. Mittags kamen heubärmlich und barhäuptig die Arbeiter und Arbeiterinnen aus den umliegenden Fabriken gestürzt und umringten dichtgedrängt Mutter Theresine. Dann mußte sie arbeiten, daß ihr dieses Gesicht glührot wurde und ihre Hände keinen Augenblick feiern durften.

Nachmittags bekam sie Hilfe. Dann stand ein etwa 12jähriger Junge neben ihr und griff mit zu. Es war Mutter Theresens einziges Kind. Der Junge hatte nur den gutmütig lachenden Mund von der Mutter, im übrigen sah er ihr gar nicht ähnlich. Er hatte schwarze Augen und schwarzes Haar, sie blaue Augen und braunes Haar. So sah man sie jeden Tag zusammen, mit stiller, gelassener Heiterkeit ihr Geschäft betreibend. Heute stand Theresine wieder da. Die Uhr zeigte auf drei, und Fritz, ihr Sohn, war soeben gekommen. Am diese Zeit ging der Kauf von Puffern weniger stark los. Immerhin brodelte es auf der Platte und dann und wann stellten sich auch einzelne oder mehrere Gäste ein. Zwei Botenjungen standen jetzt am Wagen. Sie revidierten noch einmal flüchtig ihre Taschen und bestellten dann je zwei Puffer.

„Der recht kräftlich, als wenn sie uff Scherben beißt.“ sagte der eine. Schon waren zwei fertig. Fritz lastierte. Plötzlich stieß er die Mutter an und konnte ihr leise zu:

„Mutter, kieh doch mal den armen Soldat, der hat jetzt viel durchgemacht.“ Theresine schaute auf. Nicht weit von dem Wagen stand ein verwundeter Soldat. Sein linker Arm lag in einer breiten weissen Binde und das rechte Bein mußte auch gelitten haben, denn der Mann wühlte sich schwer auf einen dicken Stuhl. Oberhaupt sah er sehr leidend aus, und das gelbe Gesicht mit den tiefstehenden Augen trat durch den dünnen schwarzen Christusbart noch markanter hervor.

Ein paar Sekunden nur hatte Theresine zu dem Verwundeten hingesehen, als es ihr schwindlig vor den Augen zu werden begann. Sie fühlte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich und zum Herzen drängte. Und mit einem Male stand ihre unglückliche, verpußte Jugend, ihr zertrümmerter Lebensglück wieder schmerzhaft deutlich vor ihrer Seele. Sie sah sich wieder als junges Mädchen am Arme des schlanken, brüneten Mannes nach der Hasenheide und hinaus in den Grunewald gehen. Noch einmal kostete sie nun ihr Leid in seiner ganzen Größe durch. Ja, als sich das neue Leben unter ihrem Herzen zu regen begann, da wurde er immer fühlbarer, und seine Küsse waren matt wie die Strahlen der Abendsonne. Und eines Tags stand sie allein da — er war verschwunden. Sie schrie nach Templin, ob sie im Elternhaus ihre schwere Stunde würde abwarten dürfen. Der Vater schrie ihr zurück, daß er sie mit der Wagenrunge zum Dorfe hinausprügeln würde. So ging sie in die Charité. Nach acht Tagen stand sie mit ihrem kleinen Bündchen wildfremd auf der Straße. Ein Glök, daß eine mittelgroße Frau sich ihrer annahm und ihr Arbeit gab, bei der sie ihr Bündchen bei sich behalten konnte. Die Vormundchaft suchte den Sünder und zitterte ihn vor Gericht. Und dort tat er ihr den größten Schimpf an, der Schuft. Er bestritt, der Vater des Kindes

zu sein, mindestens hätte er noch hille Teilhaber gehabt. Er wurde beurteilt, sie trug man in Schreitkrämpfen hinaus. Nicht einen Pfennig hat sie von ihm erhalten, er blieb verschwunden.

Neue Stunden waren an den Wagen getreten. Mutter Theresine mußte baden. Allmählich wurde sie wieder ruhig, das Blut kehrte in ihr Gesicht zurück. Nur den konnte sie nicht ansehen, der dort in der hart ungenommene Uniform stand.

„Ritter, ich glaube, wir identen dem armen Soldaten auch ein paar Puffer?“ fragte der Junge. Sie streichelte ihm mit der Hand liebevoll übers Gesicht. Ihr Herz klopfte fürchtlich.

„Ja,“ sagte sie leise, „auf ihn ran, er soll essen, soviel er mag.“ Da rannte Fritz auch schon hin und zog den Soldaten mit.

Der humpelte mühsam an den Wagen heran. Theresine bezwang sich und schaute auf. Jetzt sah sie erst die Unsumme des Leids, das aus diesem höchsten Kriegerantlitz schaute. Aber er blieb ruhig und schaute sie mit fremden Augen an. Keiner, er erkannte sie nicht mehr. Sie war damals dünn und spärlich wie ein Portepcefahrnisch, und heute wog sie ihre 180 Pfund. Er sah ihr zu, wie sie badete. Bald hatte sie vier Kunden zu gleicher Zeit fertig. Er stellte den Stuhl weg, um die eine gesunde Hand frei zu bekommen, es ging aber nicht gut, so daß er wieder nach der Stütze griff. Seine Hilfslosigkeit griff Theresine ans Herz. „Verzeih, verzeih,“ malnte eine Stimme in ihrem Innern, „er ist ein Krüppel, hat draußen im Felde seine Gesundheit gelassen!“

Da nahm sie resolut zwei Gabeln und begann die Puffer in kleine Stücke zu zerreißen. Dann steckte sie ihm einen Bissen nach dem andern in den Mund. Mit Befriedigung sah sie, wie die Prozedur ein schwaches Lächeln auf den leidvollen Lippen des Verwundeten hervorbrachte. So fütterte sie ihn wie die Späthin ihre Jungen, immer Bissen um Bissen. Bis er genug hatte. Er wollte danken, doch sie winkte ab. Kein Wort hatte sie zu ihm gesprochen. Jetzt sah sie ihm nach, wie er müde und hilflos dahin-humpelte. Bald verschwand er im Menschengewühl. Da stieß sie die Kelle in den Teig und begann wieder zu baden.

Emil Unger.

Vertauschte Geschlechter.

Durch die See-Aquarien sind die gerlichen Scepterfäden allgemein bekannt geworden. Man weiß aber nicht, eine wie interessante und interessante Fortpflanzungsmethode ihnen und ihren Verwandten eigen. In dem jüngst erschienenen 3. Bande von Brehms Klassischem Tierleben (4. Auflage, im Verlage des Bibliographischen Instituts, Leipzig), der die Fische behandelt, gibt Otto Steche eine anschauliche Schilderung davon.

Die Aufklärung der Fortpflanzungsgeschichte der Büschelsterner (die an unseren Küsten durch die Gattungen der Seenanadeln, Scepterfäden und Schlangenanadeln vertreten sind) ist ein ausgezeichnetes Beispiel, um die verschiedenen Wege der Entwicklung einer Erkenntnis darzulegen. Wie gewöhnlich finden wir auch über dieses Glied unserer europäischen Fauna die erste Angabe beim Vater der Geschichte, Aristoteles. „Zur Fortpflanzungszeit platzt der Fisch, der Pelone genannt wird, auf, und auf diese Art gelangen die Eier nach außen. Wenn die Eier herausgekommen sind, lebt er weiter und die Wunde heilt wieder zu.“ Aristoteles hat also offenbar den durch die Brutstätte aufgetriebenen Laich beobachtet, hält jene aber für ein inneres Organ, das beim Wachstum der Eier zum Flagen gebracht wird. Neulich sprechen sich unter den Alten auch Plinius und Aelianus aus. Dann erfahren wir durch das ganze Mittelalter nichts mehr, bis zu dem Erscheinen des berühmten Werkes von Rondelet: „De piscibus marinis“ („Ueber die Seefische“) im Jahre 1554. Dieser scharfsichtige Beobachter beschreibt bei der Seenanadel das Auftreten der Brutstätten hinter dem After. Er gibt an, daß die Weibchen ihre Eier dahinter ablegen, daß diese sich darin entwickeln, und daß er das Aufschlüpfen völlig entwickelter Jungen beobachtet habe. Der einzige Jerrum Rondelets ist die Angabe, daß das Tier, welches die Brutstätte trägt, das Weibchen sei. Bei unserem Freunde Geener finden wir Rondelets Angaben wieder. Auch der berühmte Reisende Pallas hat sich seine Gedanken über das Problem gemacht. In interessanter hauptsächlich die Frage, wie die Eier in dem Brutstätte des Weibchens befruchtet werden, und da er überhaupt nur Tiere mit Eiern findet, so meint er schließlich, es handle sich hier um Jovitter.

Die richtige Lösung fand zuerst John Walcott. Er schrieb in seinem Werk über die britischen Fische 1784/85 über die Seenanadel folgendes: „Das Männchen unterscheidet sich vom Weibchen dadurch, daß der Laich vom After bis zur Schwanzspitze viel breiter ist und auf zwei Drittel seiner Länge zwei weiche Hautfalten trägt, die sich aneinanderlegen und einen falschen Bauch bilden. Sie pflanzen sich im Sommer fort, und die Weibchen legen dann ihre Eier in die Haut-

stöße des Männchens. Das kann ich bestimmt behaupten, denn ich habe viele untersucht und immer nur in denen Kogen gefunden, die keinen falschen Bauch hatten, niemals aber bei denen mit der Hautstöße; wenn man sie später im Sommer aufschneidet, so laßt sich Kogen in denen, die ich als Weibchen bezeichne, aber Eier im falschen Bauch der Männchen.“ Diese völlig zutreffenden Angaben Walcotts blieben aber unbekannt, denn das Manuskript seines Werkes blieb ungedruckt und wurde erst 1836 von Harrell in seinem Buch über die britischen Fische veröffentlicht. So fiel der Ruhm der Entdeckung 1831 an den schwedischen Forscher Cestroöm. Dessen Entdeckungen gehen aber noch weitlich weiter. Cestroöm findet nicht nur, daß das Männchen die Brutstätte trägt, sondern beobachtet auch, daß eine regelrechte Begattung stattfindet, die mehrmals wiederholt werden muß, bis die Brutstätte gefüllt ist. Die Laiche erfüllt ein wechselläufiges Spermium, in welchem die Eier eingebettet werden, und der später zur Nahrung der Jungen dient. Die Weibchen sind größer und bedeutend zahlreicher als die Männchen.

Die Angaben Cestroöms trafen auf starken Unglauben. Besonders der vortreffliche Zoologe Rathke wandte sich dagegen. Er und wider nehmen nun die Autoren, unter denen wir manden bekannten Namen finden, Partei. Die Entscheidung blieb dem großen Ichthyologen (Fischkennner) v. Siebold vorbehalten, der im Jahre 1841 nach Triest ging, um die Widersprüche zu klären. Er zeigte, daß die Tiere mit Brutstätten, wenn man sie streifte, Milch mit lebenden Samensäden austreten ließen, und wies auch mikroskopisch die Eier in den Brühen der Weibchen nach.

Damit war die Hauptfrage gelöst, in den Einzelheiten des Uebertragungsganges der Eier blieb aber noch manches dunkel.

Sehr ausführlich sind die Verhältnisse letzthin von Gudger an der amerikanischen Seenanadel Syngnathus floridae J. G. geschildert worden, so daß wir seine Angaben hier wörtlich folgen wollen: „Ein laichreiches Weibchen erkennt man an dem stark aufgetriebenen Bauch, besonders aber an der vortragenden Vegeröhre, die mit Eiern gefüllt ist, von denen einige nach und nach herausfallen können. Beim Männchen liegen außerhalb der Laichzeit die Hautfalten, welche die Brutstätte bilden, flach in der Höhlung, die an der Bauchseite von dem nach außen und unten vorstehenden hautbedeckten Ringerplattchen gebildet wird; zur Zeit der Fortpflanzung aber erheben sich diese Säume, legen sich in Falten und verwachen endlich in der Mittellinie zu der geschlossenen Brutstätte.“

Der Paarung geht ein sehr merkwürdiges Liebespiel voraus. Beide Fische schwimmen in fast senkrechter Körperhaltung durcheinander, aber Hals und Kopf scharf nach vorn gebeugt, wie der Fischstabe F. Dann schwimmen sie langsam hintereinander her, so daß die Körper sich berühren, wobei das Männchen sich herausfordernd gebärdet. Die Umschlingung geschieht so, daß die Tiere sich umeinander winden wie zwei gegeneinander gefesselt S. Während dieses gegenseitigen Festhaltens treten die Eier in die Brutstätte des Männchens über. Die Weibchen berühren sich an drei Stellen, einmal vorn, dicht hinter den Brustflossen, dann hinten, etwa in zwei Drittel der Entfernung vom After zur Schwanzspitze und endlich an der Aftergegend. Einige Eier, etwa ein Dutzend oder mehr, fallen in die Brutstätte und werden wahrscheinlich in diesem Augenblick befruchtet. Die Eier liegen jetzt im vorderen Teil der Brutstätte, und es können weiter keine aufgenommen werden, ehe diese nach hinten befördert sind. Zu diesem Zwecke macht das Männchen sehr drockige Bewegungen. Es richtet sich fast senkrecht auf und läßt die Schwanzflosse und ein kleines Stück des Hinterrandes auf den Boden. Dann beugt es sich vor- und rückwärts und windet den Körper in spiralförmig von oben nach unten laufenden Krümmungen. Das wiederholt sich, bis die Eier am Hinterrande angelangt sind. Dann rufen sich die Tiere einige Zeit aus, das Männchen mit gekrümmtem Rücken, etwa wie ein flaches großes U. Der Kopf ist fast wagenrecht ausgestreckt, und die Mitte des Schwanzendes ruht auf dem Boden. Diese Stellung behält das Tier 5—10 Minuten bei, gelegentlich können trampfliche Zuckungen auftreten. Dieser Prozeß wiederholt sich mehrmals in kurzen Abständen, in einem Falle viermal in 30 Minuten. Die Beobachtungen wurden abends, zwischen 9,45 und 11,30 Uhr, im 78. ordentlichen Laboratorium angestellt. Ob die Fällung der Laiche bei allen Seenanadeln von hinten nach vorn fortgeschritten, ist noch zweifelhaft. Dunder wenigstens sagt, sie erfolge denselben auch in umgekehrter Richtung oder von der Mitte aus nach beiden Enden.

Die Verbindung der Eier mit dem väterlichen Körper ist bei den einzelnen Gruppen der Büschelsterner eine verschiedne Art. Am einfachsten liegt die Sache bei den Schlangenanadeln. Da wird nach den Untersuchungen von Petersen die Befruchtung einfach durch einen Spermium bewirkt, den die Spitzzellen ausströmen. Die Eier liegen in Furchen der Bauchhaut, aber frei dem Wasser ausgesetzt, aus dem sie ihren Sauerstoff zur Atmung entnehmen. Die Haut der Männchen zeigt keine stärkeren Veränderungen, welche auf eine Ernährung der Eier schließen ließen, sie finden hier offenbar nur Schutz und durch die Bewegungen ihres Trägers immer beständig frischen Luft. Bei See-

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

„Sind sie alle so zweifelhafter Herkunft?“ fragte Karl. „Ja, die Leute nennen ihn aus diesem Grunde den Arbeitgeber.“ sagte Sörensen. „Das erstmal, als es schiefging, versuchte er, sich das Leben zu nehmen. Das war gerade, bevor ich hier in die Stadt zog. Ich weiß noch, man nannte einen Handelsagenten als Vater. Aber jetzt extrahiert er es wie ein Mann und tröflet sich mit einem großen Schnaps.“

„Sehr tapfer von ihm,“ sagte Vauder. „Tapfer oder nicht, es schüttelt wohl keiner sein Schicksal von sich ab.“ brummte der Kandidat.

„Ich bewundere auch die Resignation des Volkes gegenüber dem Unabwendbaren. Aber hier bin ich denn doch der Meinung, daß der Mann einfach das Ganze im Strich lassen müßte. Es hat doch wirklich nichts mit Schicksal zu tun, wenn seine Frau ihm verschiedene uneheliche Kinder gebiert.“

„Ein Kind im Jahr zehn Jahre hintereinander und Zwillinge im ersten Jahr, und alles ohne eigene Schuld, — das kann man doch wohl das Unabwendbare nennen,“ sagte Lage.

Alle lachten. „Ein wenig Schicksal liegt ja insoweit darin, als der Mann dagegen protestiert, zum Käufer zu werden. Es ist so ein gemütliches kleines Allerweltschicksal,“ sagte Vauder.

„Darf ich Sie mit einem Glase Sekt einen Gebräus willkommen heißen?“ rief der Wirt und hob sein Glas. „Sie entschuldigen wohl, daß kein richtiger Wein auf dem Tisch ist; aber als Vorsitzender des Vereins darf ich ja weder etwas genießen noch etwas anbieten. Prost!“ Er stieß mit den andern rings an.

„Mr Wohlsein!“ sagte Karl und nippte ein wenig an seinem Glase, setzte es dann aber hin. „Somit trinke ich nie etwas anderes als Wasser — wie die Vögel und die Säume,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ach richtig. Sie sind ja Abstinenzler non plus ultra — he! Na ja! Aber der liebe Gott behüte uns vor zu vielen Ihres Kalibers!“ sagte Sörensen und brach in sein breites, gutmütiges Lachen aus. Er wurde jedoch mitten darin durch das Rascheln eines Kleides im andern Zimmer unterbrochen und starrte mit herabhängendem Unterkiefer nach der Tür.

Eine große stattliche Dame in schwarzer Kleidung kam herein und arkte.

„Ich bin Frau Sörensen,“ sagte sie und reichte Vauder die Hand, während ihr Mann sprachlos und wie gelähmt dasah. „Herr Vauder — nicht wahr? Willkommen! Ich kenne Sie recht gut. An so einer Stadt, wo nie etwas geschieht, erregt es Aufsehen, wenn ein Fremder kommt und sich niederläßt. Ich weiß, daß Sie krank und ängstlich im Dunkeln sind, und daß Sie von Milch und Weisbrot leben.“

„Warum ist hier nicht für mich gedeckt?“ fragte sie plötzlich, zu ihrem Manne gewendet.

„Aber meine Liebe, ich mußte ja nicht...“

„So schaff doch einen Teller herbei. Mann! Das ist doch sehr einfach! — Guten Abend, Herr Kandidat, wie geht's Ihrer Frau, fragte sie mit einer Betonung, die Vauder spöttlich erschien. „Man sieht sie nie, sie ist doch wohl nicht krank?“

„Danke, es geht ihr recht gut; aber Sie wissen wohl, sie ist am liebsten in ihren Stuben,“ brummte der Kandidat.

„Das ist doch zu toll! Sie sind jetzt ein ganzes Jahr verheiratet und haben Ihre Frau Ihren nächsten Freunden noch nicht vorgestellt. Da war mein Mann viel stolzer auf mich, als wir heirateten, er hat mich zu allen möglichen Freunden und Bekannten mitgeschleppt. Nicht wahr, Sörensen?“ wandte sie sich an diesen, der eifrig damit beschäftigt war, für sie zu deden.

„Ja, das war eine schöne Zeit!“ erwiderte Sörensen mit einem leichten Seufzer.

„Da hören Sie's, er seufzt auch noch. Aber Sie sind gewiß kein richtiger Chemann, Herr Rasl — Sie sind zu gefehrt.“ Sie nahm ein Stück Entenbraten auf ihren Teller, legte dann aber Messer und Gabel hin.

Es lag jetzt eine gedrückte Stimmung über der Gesellschaft. Das Gefühl der Unbehaglichkeit übertrug sich von Mann zu Mann, und Lage war der einzige, der mit unvermindertem Appetit weiteraß. Die anderen saßen da und spielten mit irgendeinem Gegenstand und warteten auf einen Vorwand, die Tafel aufzubrechen.

„Warum sagt niemand einen Ton?“ fragte Frau Sörensen plötzlich und sah schnell vom einen zum andern. „Und warum trinken Sie nicht, Herr Vauder? — Sie mögen vielleicht das Fabrikat meines Mannes nicht? Es acht Ihnen wohl ebenso wie mir, daß Sie's nicht vertragen können. Es ist nicht für schwächliche Leute. Aber nun sollen Sie ein Glas guten Rotwein kriegen.“

Vapor Bauder Zeit fand, es abzulehnen, war sie schon hinausgegangen. Meisten die Dinge auch liegen, wie sie wollten, es war kein fester Entschluß, sich von dem Ganzen fernzubalten und bei der ersten besten Gelegenheit seiner Wege zu gehen. Er wollte sich nicht mit hineinziehen lassen in diese Geschichte, die ganz offenbar eine Demonstration gegen den Hausherrn sein sollte, und sagte bestimmt nein, als die Frau zurückkam und ihm einreichen wollte.

„Aber warum denn nicht?“ fragte sie gekränkt. „Weil mein Mann Abstinenzler ist, brauche ich es doch nicht zu sein. Die Umstände, die ihn dazu gezwungen haben, sind für mich nun einmal nicht vorhanden, und eine Frau darf wohl etwas anderes sein als ein bloßes Echo ihres Mannes? Außerdem bin ich die Hausfrau und habe darüber zu verfügen, was hier angeboten werden muß.“

„Na ja — es wäre natürlich nicht gut, wenn es herauskäme,“ sagte der Wirt. „Aber was denn, trinken Sie nur Rotwein. Herr Vauder, wenn es Ihnen besser bekommt! Der Kandidat will gewiß auch gerne ein Glas haben, und Du, Lage, schwärmt ja gar nicht für Abstinenzlergetränke. Ich selber ziehe denn doch dieses Getränk vor, ganz abgesehen von meiner Stellung... Jeder Sau gefallen die eigenen Herfel am besten.“ Und er stieß rings an, froh darüber, die Schwierigkeit zu allseitiger Befriedigung geklärt zu haben.

Frau Sörensen hielt die Unterhaltung mit gespannter Lebhaftigkeit in Fluß. Der Ausdruck in ihren Augen wechselte unaufhörlich, und ihre Gedanken sprangen willkürlich von Gegenstand zu Gegenstand; sie war erstickt einer starken nervösen Erregung unterworfen. Dem Kandidaten gegenüber machte sie nicht das geringste Hehl aus ihrer Verdächtigung, und er fühlte sich offenbar nicht wohl dabei; zweimal schon hatte er auf seine Uhr gesehen und festgestellt, daß seine Frau ihn erwartete. So oft er sie erwähnte, schnitt Frau Sörensen eine verächtliche Grimasse.

Allmählich erkannte Karl, daß sie gar nicht Herr über diese Gesichtsausdrücke war, die einem Fremden ziemlich kindisch erscheinen mußten, und daß sie sich überhaupt in äußerst geringem Grade beherrichen konnte, vielmehr der ersten besten Eingebung folgte. Alle ihre Bewegungen betrieten den gleichen Mangel an Disziplin wie ihre Sprache und ihr Gesichtsausdruck; bald spiegelte er Aufrichtigkeit, bald unbehagliche Rücksichtslosigkeit, bald erzwungene er wieder an den Trotz eines Unterdrückten. Aber alles in allem war es vielleicht schlecht und recht Vertörtheit, Mangel an vernünftiger Kontrolle von seiten des Gehirns. (Fortf. folgt.)

Theater und Musik.

Leffingtheater. „Der Volksfeind“ von Ibsen.

Saffermann, der unter Brabm im Deutschen und Leffingtheater seine intime Charakterisierungslust zur reichsten Blüte entfaltet, ist nunmehr von der Reinhardt-Bühne ans Leffingtheater, wo Varnold die Brahmanischen Traditionen fortführt, zurückgekehrt. Eine glückliche Wendung, die den großen Darsteller wieder zum heimatischen Boden des modernen Dramas, in dem seine Kräfte wurzeln, leitet. In Reinhardt's vorwiegend klassischem Repertoire, in dem er Könige und Helden spielte, konnte er schwerlich mehr als eine fähige Art Bewunderung wecken. Gewiß, der Scharfsmm seiner Auffassung, die Fülle geistvoller Momente froppierte auch da. Doch jener Grundton einer über das Mittelmaß weit hinausgehenden Größe des rhytmisch strömenden gewaltigen Pathos, auf dem das klassische Drama die Gestalten abstimmt, lag seiner Art nicht. Schon die Mängel des Organs, die taulebenden Bewegungen beim Schreiten ließen es nicht zu rechter Stimmung kommen. Die stürmischen Ovationen, die niemals wenn er sich in solchen Rollen zeigte, fehlten, konnten nicht darüber täuschen, daß er hier sich auf ein seiner eigentlichen Begabung fremdes Gebiet gewagt.

Was er aber, vor einer ihm liegende Aufgabe gestellt in Wahrheit ist und kann, das zeigte sich sogleich am ersten Abend wieder, als er in der von ihm bei Brabm so oft gespielten Figur von Ibsen's Doktor Stockmann auftrat. Täglich nicht die Erinnerung, so hat sein Volkseind ein lebendiger Individualität feilher sogar noch gewonnen. Den bei Ibsen oft nur leise angedeuteten Spuren der Charakteristik nachgehend, schafft er im Rahmen dieses weiten Umfasses ein neues Bild, und doch ein Bild, das als vollendete Durchführung von des Dichters eigenen, wieviel nicht überall mit Klarheit ausgesprochenen Absichten wirkt. Die ungelassene, so allerdings übermäßige Streichen aufgelegte Jünglingshaftigkeit und unbekümmert-selbstzufriedene, von harmloser Eitelkeit nicht freie Naivität, die Saffermann so originell belustigend hervorhob, sind nicht willkürlich eingelegt, sondern aus dem Geist des Stückes selbst herangeholte, ihm nachempfundene Züge — Mittel, das Verhältnis der beiden Brüder zueinander noch heller zu beleuchten und monden, was sonst als unverständliche Exzentricität befremden würde, einen psychologisch näher motivierenden Hintergrund zu geben. Auch die quersüßberne Hastigkeit, von der Ibsen freilich gar nichts sagt, fügte sich dieser Färbung natürlich ungezwungen ein. Jedes über den kleinen virtuos herausgebrachten Menschlichkeit kam nirgendwo das Menschliche — die erquickende Grundheiligkeit des Mannes, sein Mut und heiser Jörn im Kampfe mit selbsthüchtiger, bornierter Massen-Niedertracht — zu kurz, sie strahlte so vielleicht noch leuchtender. Man glaubte ihm sogar die parabolische, machtvoll hervorhebende letzte Lösung, die Ibsen, der radikale Individualist und Parteifeind, seinem Helden in den Mund legt: Der mächtigste Mann sei, wer allein steht. Das Programmwort klang hier wirklich als Ausdruck eines inneren Erlebnisses.

Auch sonst gebührt der Aufführung wärmstes Lob. Glänzend überwand die Regie die enormen Schwierigkeiten der Volksversammlungsszenen im vierten Akt. Kurt Götz führte überaus schön die Kontrastfigur des Bruders, des trockenen, wie um eine Lüge verlegenen Salschewski durch. Herzfeld als Buchdrucker und Hausbesitzer — früherer Walschen bot eine äußerst ergögliche Verkörperung speibürgerlicher Kompromißsucht, und die vom Dichter ziemlich larg bedachte kleine George des alten Dachs gewann im Spiele Liefkes wunderbar natürlichen Humor. Die beiden Redakteure waren durch die Herren Loos und Adalbert, die Frau und Tochter Stockmanns durch Jula Grünig und Elise Saffermann gut vertreten.

Siegfried im Deutschen Opernhause. Der Abendungen-Teil der zweiten Loge: Das Märchen vom Drahtentwerfer ist nun auch im Deutschen Opernhause endlich über die Bühne gegangen. Nach Wagners Worten hat der junge Siegfried den ungeheuren Vorteil, daß er den wichtigen Mythos dem Publikum im Spiel, wie einem Kinde das Märchen, beibringt. In diesem Sinne sehen wir das Drama an — oder auch noch tiefer. Es liegt ja so nahe, Siegfried mit dem deutschen Volke zu symbolisieren. Und es ist wahr: dies herrliche aller Wagnerischen Werke weckt Siegesstimmungen und wirkt als ein Symbol deutscher Art und Kraft. Solches am so sicherer, je vollkommener die Absichten seines Schöpfers durch die Aufführung erfüllt werden.

Letzteres war am Dienstag der Voll. Nicht als ob man immer mit der Auffassung des Dirigenten Eduard Kroke einverstanden sein könnte. Die Einleitung zum ersten und teilweise auch dritten Akt kam nicht so recht klar heraus. Sonst aber war Schwung und Rhythmus drin. Das Orchester spielte oft geradezu hinreichend schön.

Wahre Wunder wirkt die dekorative Ausstattung. Das Auge schaut in verschiedenartige, dennoch so charakteristisch als naturgetreu geformte Waldgenossen und wird vollends von der Großheit und Macht des Schluffbildes gebannt. Die Besetzung der Rollen war die denkbar vortrefflichste. In obert steht Friedrich Blaskale als Wanderer (Wotan). Stimmlich wie darstellerisch befriedigt er die Bühne bei jedem Erscheinen. Feinlich Henrich hatte Nähe sich beim Zusammenwirken mit ihm zu behaupten. Er ist jedenfalls mehr lyrischer als Heldentenor; demzufolge gelangen ihm die lyrischen Partien stets am besten. Das schließt aber nicht aus, seinen Siegfried als eine nach jugendlicher Erscheinung, prächtigem Gesang und dramatischem Spiel edelmännischer Dichtung zu bezeichnen.

Ueber Julius Liebans Rime sind alle Kenner seit Jahrzehnten einig: er war und ist noch einer der glänzendsten, den die deutschen Opernhäuser aufzuweisen haben.

Eduard Kaudi (Aberich), Robert Vlah (Zafner), Emma Wilmar (Erda) und Emmy Jimmermann (Stimme des Baldvogels) führten die kleineren, nichtsoebenwenniger höchst bedeutsamen Nebenrollen mit bemerkenswerter Sicherheit durch.

Und dann übertrifft Ewa von der Osten als Brunnhilde von gewaltiger Stimmkraft, der gleichwohl zarteste Lyrik und edelmännischer Vortragstil zeugen sind. Einige Uebertreibungen wird man dem großen Theatertramp zugute halten müssen.

Alles in allem läßt sich sagen, daß im Siegfried alle künstlerischen Faktoren: Gesang, Darstellung, Orchester, Dekoration und Regie einhellig zusammenklingen. So kommt es, daß wir uns diesmal einer — hoffentlich auch in zweiter und dritter Besetzung! — hervortragenden Wiedergabe zu erfreuen haben.

Kleines Feuilleton.

Es lebe das Käsebrod!

Die wichtigsten Ernährungsmittel des bei dem herrschenden Futtermangel mit der Zeit einzuschränkenden Fleisches sind die Milch und deren Erzeugnisse, unter denen wiederum der Käse die Hauptrolle spielt. Deutschland erzeugte vor dem Krieg jährlich rund 20 Milliarden Liter Kuhmilch, wobei zum Verfüttern verwendete Milch schon abgerechnet ist. Selbst wenn unsere Milchwirtschaft während des Krieges um 10 v. D. zurückgeht, verfügen wir doch immer noch über 18 Milliarden Liter. Bisher haben wir nun etwa zwei Fünftel unmittelbar als Rohmilch verbraucht, über die Hälfte verbuttert und ein kleiner Teil zu Käse verarbeitet. Der Vollmilchverbrauch soll keineswegs eingeschränkt und die Herstellung von Käse eher noch gesteigert werden. Käse ist ja sozusagen konzentrierte Milch; er enthält in handlicher Form alle ihre wertvollen Bestandteile, hat dazu den Vorzug des kräftigen, mannigfaltigen Wohlgeschmacks und der, wenigstens für viele Menschen, leichteren Verdaulichkeit und ist nahrhafter als mittelfestes Fleisch. Da Milch nach ihrem Nährwert nur etwa die Hälfte des Fleisches kostet, stellen sich Käse, die für den Massenverbrauch in Frage kommen, wie Käse, Schweizer, Allgäuer und Holländer infolge ihrer bequemen Verfertigung und ihrer Haltbarkeit noch etwas

billiger als Milch. Freilich muß sich der Deutsche abgewöhnen, diesen Käse mit Butter zu genießen. In Frankreich, dem klassischen Käseland, ist man derartige Fettkäse ohne Butter zum Brot. Wenn ein verdorrter Gaumen dies anfangs etwas trocken findet, wird er sich doch leicht daran gewöhnen, zumal wenn man an Stelle der Butter eine größere Menge des ja noch nahrhafteren Käses verzehrt.

Beim Verbuttern der Milch findet, wie in der bekannten, von Professor Eshbacher über die deutsche Volksernährung herausgegebenen Broschüre des Käses ausgeführt wird, ein erheblicher Verlust an Nährwerten statt. Der gesamte Fettgehalt geht zunächst in den Rahm, dann in die Butter über, während der ganze Gehalt von Eiweiß und Kohlehydraten in der Rahm- und Butter- und in geringerer Menge enthaltene Buttermilch bleibt. Bei dem heutigen Umfang unserer Buttererzeugung entstehen aber jährlich 8 bis 9 Milliarden Liter Rahm- und Butter, die vorläufig nur in geringem Maße der menschlichen Ernährung zugeführt wird. Hier muß Wandel eintreten, indem die aus der Rahm- und Butter hergestellten Käse eine viel größere Verbreitung als bisher erlangen. Der Quarkkäse wird zu wenig genossen. Gewiß, er schmeckt etwas weichlich, ist aber gerade infolge dieser Eigenschaft den mannigfaltigsten Zubereitungen zugänglich. Er kann mit Jucker, Kümmel oder Schnittlauch auch vom schwachen Magen, so besonders dem der Kinder, leicht verdaut werden. Und was für seine Eigenschaft als Nährmittel besonders in Betracht kommt, ist seine Verwendbarkeit zu kalten und warmen Recepturen, wie uns die Quarksuppe und der Topfenstrudel der jüdischen Küche zeigen. Der eigentliche Rahmkäse, also der aus Quarkkäse gefertigte gerichte, wie der harter Käse, der Rainzer Handkäse und der Münchener Bierkäse, ist ja schon jetzt wegen seiner Billigkeit so recht der Käse des kleinen Mannes. In vielen Kreisen bildet er aber erst ein Genussmittel und noch kein eigentliches Nahrungsmittel. Und doch sind gerade diese Käsearten dank ihres großen Eiweißgehaltes und ihres kräftigen Geschmacks ein vortrefflicher Fleischersatz, so daß das Käsebrod immer mehr an die Stelle des Brotbrotes treten sollte.

Wundbehandlung mit ultravioletten Strahlen.

Bereits vor einigen Monaten wurden erfolgreiche Versuche unternommen, mit Hilfe der von einer Quarzlampe ausgehenden, ultravioletten, unsichtbaren Strahlen Bakterien abzutöten. Es handelte sich damals um die erfolgreiche Bekämpfung diptherischer Herde in der Mundhöhle. In gleicher Weise hat man auch seit längerer Zeit die ultravioletten Strahlen der Sonne zur Wundbehandlung benutzogen. In hochgelegenen Gebirgsanatorien mit klarer, staubfreier Luft, die weit in dem Maße wie die Atmosphäre des Tieflandes die ultravioletten Sonnenstrahlen absorbiert, erzielt man durch die Bestrahlung offener Gelenkverwundungen ungeahnte Erfolge. Diese günstigen Erfahrungen mit der Wirkung ultravioletten Lichtes hat man auch auf die Kriegschirurgie übertragen; ein Vortrag von Stabsarzt Dr. Hufnagel auf einem kriegsärztlichen Abend in Ramur („Deutsche Medizinische Wochenschrift“ 1915 Nr. 3) zeigt, wie wertvoll sich die Quarzquarzlampen bei der Wundbehandlung schlecht heilender Wundflächen bewähren. Bereits nach fünf bis sechsmaliger Behandlung reinigen sich die Wunden, trocknen aus und schließen sich mit einer weichen und zarten Kruste. Das durch den Blutverlust und vor allem durch die langdauernde Eiterung bedenklich gehobene Allgemeinbefinden hebt sich, in gleicher Weise Appetit und Schlafvermögen, und die Schmerzhaftigkeit der Wunden wird herabgesetzt. Diese vortreffliche Wirkung der Quarzlampe gelangt in Gebirgskurorten an sonnenarmen Tagen schon lange zur Anwendung.

Die Bekämpfung des Ungeziefers.

Prof. Blaschke empfiehlt gegen Kleberläuse das Naphthalin. Es ist einfach und doch außerordentlich wirksam, hat den Vorzug, ungiftig, handlich und zugleich billig zu sein, kann somit von jedem in Polen stationierten Soldaten angewendet werden. Es wird in Form einer salpeterminen Salbe angewendet. Für den Feldzug empfiehlt Blaschke, jedem Soldaten 30-50 Gramm Naphthalin mitzugeben, von dem er, sobald er einen Juckreiz am Körper spürt, einen halben Teelöffel voll am Hals und Genick unter den Hemdkragen schüttet. Von dort fällt es allmählich selbst dem Rumpf entlang, auch kann man es in ein Mulltuch eingewickelt, an einem Bande am Hals tragen. Kleine Mengen des Pulvers, abends ins Bett oder das Hemd gestreut, genügen, um sich im Quartier vor dem ebenso lästigen wie gefährlichen Gästen zu schützen. In hygienischer Hinsicht sind die Kopfkäse fast ebenso gefährlich wie die Kleberläuse; zu ihrer Verhütung genügt es, die Haare kurz zu schneiden, am besten mit der Raschne, eine Raschne, die durch Vorrichtung der Armeabhebe in der Hand eingeführt werden sollte. Als bestes Abtötungsmittel gegen Läuse empfiehlt neuerdings Prof. Darrheiser in Frankfurt a. M. den Kreosolpulver. Er hat die gebräuchlichen Mittel in Bezug auf ihre Abtötungskraft des Ungeziefers experimentell untersucht und hat gefunden, daß der Kreosolpulver die Kleberläuse am raschesten und zwar in 3 Minuten bereits durch seinen Geruch abtötet.

Die Läuse sind um deswillen so besonders gefährlich, weil durch sie die Übertragung des Malariaerregers erfolgt. Die Übertragung erfolgt entweder, wie Prof. Mahiens in der „Heilbärgischen Wochenschrift“ med. Wochenschrift“ ausführt, durch den Lich selbst oder dadurch, daß die Läuse beim Stechen zerquetscht werden und ihr Inhalt durch Kratzen und Reiben in die Haut gelangt. Der Kampf und die Verhütung des Malariaerregers ist daher vor allem gegen die Läuse zu richten. Es müssen in erster Linie die Läuse von den Kranken, aus ihren Kleidern und aus den von ihnen bewohnten Räumen entfernt werden. In der Türkei wurden im April und Mai vorigen Jahres ganze Armeekorps mit großem Erfolge entlastet.

Bei ungenutzten Soldaten wird oft nach schwer vollbrachten Tagewerk oder nach nächtlicher Tätigkeit der ersehnte Schlaf stundenlang hingehalten durch eine Anzahl von Mücken. Geh. Rat Verlan in Braunschweig empfiehlt folgendes Mittel dagegen. Man fülle ein 200-Gramm-Glas oder eine halbe Weinflasche mit zweiprozentiger Starbölllösung, raffe damit den Zipfel eines Handtuches oder Taschentuches oder einen Wusch Bindwaite und betupfe damit in der Größe eines Zwei- oder Dreimarkstückes das Hemd auf der Brust links und rechts einmal, ebenso auf anderen Körperstellen. Man wird sofort von den lästigen Tieren befreit und der nötige kostbare Schlaf tritt ein.

Notizen.

— Musikchronik. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater wird „Rigors Hochzeit“, Oper von W. A. Mozart, im Laufe der nächsten Woche in Szene geben.

— Kunstabend. Einen „Balladen-Abend“ veranstaltet das Schiller-Theater am Sonntag, den 31. Januar, 8 1/2 Uhr, im Schiller-Saal, Charlottenburg.

— Ein Bismard-Epos von Gustav Frenssen erschien kürzlich bei der Grote'schen Verlagsbuchhandlung. Jetzt teilt sie mit, daß sie das Buch zurückgezogen hat. Einige Blätter waren nämlich darüber hergefallen, voran die „Hamburger Nachrichten“, in denen es hieß: „Wir erleben es, daß der Modeschriftsteller Gustav Frenssen, den mit seinen Wählern Jörn Uhl, Gilligenlei u. a., in lauer Friedenszeit die Gedankenlosigkeit zu ihrem maßlos überhäufigen Günstling erhob, jetzt unbekümmert sich in Sammlungen Bismards, des Reichsgründers, für dessen Werk wir als seine dankbaren Jünger kämpfen, weinen und arbeiten, durch ein Buch ergeht, das den Namen „Bismard“ trägt.“ — Frenssen, der es mit Bismard sehr gut und patriotisch meinte, hat anscheinend ähnlich gesündigt wie Hauptmann vor zwei Jahren, indem er die Aufgaben eines Pessimisten oder Hyänenfabrikanten mit denen eines Dichters vertauschte.

— Richard Brend'amour, der Altmeister des Holzschnittes, ist im Alter von 84 Jahren gestorben. Er hatte noch in seiner Jugend die letzte Blüte des Holzschnittes erlebt, der dann nachher mehr und mehr entartete, bis er durch die photomechanischen Methoden in der bloßen Illustration abgelöst wurde und wieder künstlerische Werte erschaffen konnte. Brend'amour hatte sich den industriellen Möglichkeiten anzupassen gewußt und eine große Anzahl geleitet.

nabeln und Seepferdchen dagegen schließt sich nach der Eiablage die Brutpflege vollständig, so daß die Eier ganz vom umgebenden Wasser abgetrennt sind. Bei Seenadeln geschieht dies durch eine Verfestigung der beiden Hautfalten, bei den Seepferdchen besteht ein eckiger Penis, der nur vorn eine mit Ringmuskeln verschleierte Öffnung besitzt. Zur Zeit der Geschlechtsreife entwickeln sich in dem Unterleibe der Brutpflege zählende Klümpchen, dadurch verdrängt sich deren Boden und wird schwammig. Die eingebrachten Eier lagern sich in Gruben der Haut, welche dadurch entstehen, daß das Epithel zwischen ihnen vorwärtst. Die Hüllen der Oberhaut verdünnen sich, so daß die Klümpchen bis dicht an das Ei herantreten. Dadurch ist die Versorgung mit Sauerstoff möglich, es tritt aber offenbar auch eine regelrechte Ernährung ein. Jedenfalls haben wir hier Einrichtungen vor uns, die ganz auffällig an die Bildungen in der Plazenta (dem sogenannten Mutterkuchen) erinnern, der bei den Säugtieren die Ernährung des Kindes vermittelt. Lander meint, daß nach dem Ausschlüpfen der Jungen diese Haut abgestoßen werde, doch scheint dies bei der Seenadel der Fall nicht zu sein. Das Ausschlüpfen der Jungen erfolgt bei den Seepferdchen durch die vordere Leiste des Brustbeins, bei den Seenadeln dadurch, daß die mittlere Verbindung der Hautfalten sich wieder löst und die Jungen freigesetzt.

Die Laichzeit der Püschelstörmer fällt an unseren Küsten in die Sommermonate, hauptsächlich wohl Juni und Juli, gelegentlich werden aber auch noch in August und September Männchen mit gefüllten Brutfalten gefunden. Die einzelnen Eiern sind nach der Wasserwärme geringe Abweichungen. Die Entwicklung dauert etwa 20 Tage, bei der in warmem Wasser lebenden *Syngnathus floridae* nur etwa 10 Tage; die ausschüpfenden Jungen gleichen bereits völlig den Eltern. Nach Entloerung bildet sich die Brutpflege bei den Seenadeln genau. Interessant ist, daß bei den Schlammnadeln, die einen deutlichen Unterschied der Geschlechter aufweisen, zur Brutzeit das größere und kräftigere Weibchen das Hochzeitskleid anlegt, leuchtend gelbbraune Flecke und Streifen an Kopf und Vorderkörper sowie kräftige Hautfalten in der Mittellinie des Rückens und Bauches. So sind also bei diesen seltsamen Reminiscenzen bis auf das Sterben selbst alle Leistungen und Gewohnheiten der Geschlechter vertauscht.

Literarische Legenden.

Wie verhängnisvoll es ist, wenn man mit vorgefaßtem Urteil die Geschichte betrachtet, dafür liefert ein so bekannter Mann wie Paul Schiller ein peinliches Beispiel. Er schreibt im „Berliner Tageblatt“ über „Deutsche Kriege und Dichter“. Dabei heißt es über den Schiller der achtziger Jahre:

„In der Hand Schafespaars ging der junge Schiller den Weg vom Siebenjährigen Kriege zur großen Revolution, die auch in „Kabale und Liebe“ noch weiterleuchtete. Französische Jakobiner wollten den deutschen Dichter anerkennen, indem sie ihn zum Ehrenbürger ernannten. Aber sie irrten sich. Gille schraf vor der Schreckensherrschaft ebenso zurück wie Goethe. Es ist ja nicht deutsche Sache, Königsparade zu läppen; Schillers Freiheitsideal verankert im Mute der Gemordeten. Der Dichter verstumte. Er ergab sich philosophischen und historischen Forschungen, um mit dem Weltlaufe besser zurechtzukommen. Vor dieser langen Pause liege sich aus Carlos und Philipp noch der junge Kronprinz von Preußen und sein Vater Friedrich Wilhelm I. herauswittern.“

Also, Der Dramatiker verstumte, weil die Entwicklung der Revolution ihn absetzte. Wann war es denn, daß Schiller von der Dichtkunst Urlaub nahm? Schon 1788 äußerte er den dringenden Wunsch, sich nun dem Studium der Geschichte zu widmen. Und das tat er denn auch alsbald. Erst im Herbst 1792 aber bekannte er sich als „Revolutionsfeind“. Daß nun gar der junge Friedrich beim Don Carlos Paie gestanden habe, ist mindestens ebenso absurd wie Goethes belannte Verhörung vom alten Friedrich, dessen Söldnerheere danach die Geburtsstunde der deutschen klassischen Literatur gewesen wären. Aber es kommt noch besser:

„Nach der langen Pause steigt, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, das schwanke Charakterbild Wallensteins empor.“

Es ist es Wallenstein? Oder — ist es Bonaparte, der den Beckenring schloß und in das brennende Gebäude der Welt? Das Werk des großen Friedrich zertrat der große Napoleon; vom Siebenjährigen Kriege konnte auf die Dichter fortan nicht mehr wirken. Schon melden sich Vorzeichen des Kampfes gegen den Todfeind. Es gilt die Welt vom Thronen befreien.“

Witte! Im Winter 1798 auf 1799 wurde der „Wallenstein“ vollendet. Beim Beginn der Arbeit war Napoleon überhaupt noch gar nicht, beim Abschluß war er einer unter den vielen Generalen der französischen Republik und überdies in Ägypten verschollen. Und der „Tell“, auf den Schiller anspielt, wurde im Januar 1804 vollendet. Aber Schiller meint:

„Schiller erlebte es nicht mehr, daß auf den Schlachtfeldern seiner stillen Studienstadt sein Deutschland so zugrunde ging, wie man es 1814 wieder zugrunde richten wollte. Aber in Schillers Werken locht schon die kommende Zeit.“

Seinen trübsinnig-wortreichen Schweizer stellt er schon vor das schwierigste Problem der Zeit. Es ist die Frage nach der sittlichen Befugnis, nach der patriotischen Pflicht zum Tyrannenmorde. Was der schönen Hebräerin zu Paris die Guillotine angeht, das sollte einem deutschen Schwerte verbieten sein gegen den Regier des Vaterlandes? Auf dem Wege nach Rühnadt, in der hohlen Gasse, lüert mit seinem nie ertrenden Pfeile Tell auf ein edles Bild; gleich darauf hebt das arme Weib aus dem Volke, auch ein zur Hyäne gewordenes Weib, ihre zerklüfteten Arme in die Höhe: „Seht, Kinder, wie ein Wästerich vertheidet.“ Dann zieht Tell, sei er Besreier, sei er Wörder, heim durch sein besetztes Land. Auf der Schwelle seines Hauses, inmitten der Reinheit von Frau und Kindern, begegnet ihm der andere Neudelwäber, der die gleiche Tat wie er vollbrachte. Aber aus unbegannter Ehrfurcht und Hochachtung. Tell weist ihm weit von sich weg. Erst dadurch verteidigt er seine eigene Tat. Mag man ihm Recht oder Unrecht geben, mag bei diesen unterschiedenen Gründen Tells Gewissen gut oder schlecht bleiben — der Schiller-Schiller hinterließ der deutschen Jugend das Vermächtnis, auf Napoleons Nord zu sinnen. Denn was war der Landvogt von Schwyz und Uri gegen die Geißel der Welt? Schiller war wirklich ein Prophet. Bevor er starb, ahnte er das Kommen.“

Das ist denn in der Tat eine fabelhafte Prophezeiung, da Napoleon im Januar 1804 noch nicht einmal Kaiser von Frankreich war, geschweige denn „Tyrann von Europa“ oder auch nur von einem freien Deutschlands.

Als Abschluß dieser Mälenlese sei noch folgendes Urteil über die Zeit der deutschen Revolution angeführt:

„Die landläufige Poesie hängt sich in das Schlepptau politischen Parteigängertums und mußte daher mit dessen Tagesindigen krepien. Das kriegerische Geplänkel um 1848 entsprach jenen kriegerischen Blüthen nach 1848, die Volk-Pascha Doretienkrage nennt.“

Freilich — um nur einen zu nennen — zählt demnach nicht. Warum konnte er nicht? Bismard war zu groß!

„Das Genie dieses Gewaltmenschen hat vieles unterdrückt. Es mußte auch die gleichfalls Dichter herausdrücken. Dies trug dazu bei, daß die drei Kriege, die Bismard ins Werk setzte, weder vorher noch nachher aus einer großen Poesie zurückstrahlen. Bismard absoziierte den erschöpften Genius der Zeit.“

Also auch Bismard wirkte schon lange, bevor er in Erscheinung trat.

Man sieht, die Literaturgeschichte, die dieser Krieg hervorgerufen hat, beginnt, ist sehr seltsam.